

## **30 Jahre Aufklärungs- und Kulturarbeit Die Jüdische Volkshochschule in Berlin von 1962 bis 1992**

Von Nicola Galliner

Die Jüdische Gemeinde zu Berlin stand in den 50er und frühen 60er Jahren wie alle Gemeinden in Deutschland auf tönernen Füßen: »Viele der Gemeindemitglieder betrachteten ihren Aufenthalt in Deutschland als ein Provisorium, sie saßen sozusagen aufgepackten Koffern«, sagt ein langjähriges Mitglied der Berliner Gemeinde zur Lage der Juden in Berlin Anfang der 60er Jahre. Leo Baeck sprach nach seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Theresienstadt von dem unwiderruflichen Ende der Geschichte der Juden in Deutschland. Jüdische Organisationen in aller Welt empfanden die Wiedererrichtung jüdischer Gemeinden im Land der Täter als Zumutung.

Diesen Ansichten entgegenwirkend begannen die jüdischen Gemeinden im Nachkriegsdeutschland damit, Voraussetzungen für ein dauerhaftes jüdisches Leben in Deutschland zu schaffen. In Berlin wurden zunächst Synagogen eingeweiht; eine koschere Fleischerei, ein Kindergarten, später auch ein Altersheim folgten. Es waren innere Angelegenheiten, die in diesen Jahren die jüdischen Gemeinden in Anspruch nahmen. Doch bestanden sehr bald schon intensive Beziehungen zu offiziellen Stellen, während die gegenseitige Annäherung im persönlichen Bereich nur langsam Fortschritte machte. Nach den antisemitischen Kampagnen und Ausschreitungen in den ehemals sozialistischen Staaten -in der Sowjetunion, in Polen und der Tschechoslowakei - während der ersten Nachkriegsjahre befürchteten auch viele der in der damaligen DDR lebenden Juden ähnliche Repressalien. 1953 flüchtete ein Großteil von ihnen in den Westen. In diesem Jahr erfolgte auch die organisatorische Trennung der Berliner Jüdischen Gemeinde.

1959 wurde das Jüdische Gemeindehaus in der Fasanenstraße 79-80 eröffnet. Eine öffentliche Bibliothek wurde eingerichtet, die heute über einen Bestand von mehr als 60.000 Bänden verfügt und damit die größte wissenschaftliche Bibliothek einer jüdischen Gemeinde in Deutschland ist. Im Jahre 1962 folgte die Eröffnung der Jüdischen Volkshochschule. Beide Einrichtungen entsprachen dem Konzept des Vorsitzenden der Westberliner Gemeinde, Heinz Galinski, der stets für ein »offenes« Gemeindehaus eingetreten war, in dem sich auch Nichtjuden jederzeit über das Judentum informieren können.

Auch Impulse, die von außen her kamen, legten verstärkte Aufklärungsbemühungen nahe. Anfang der 60er Jahre setzten die öffentlichen Debatten um die jüngste deutsche Vergangenheit ein. Eine junge Generation war herangewachsen, die sich für das Judentum zu interessieren begann. Auch folgte in der deutschen Öffentlichkeit auf den Eichmann-Prozess in Jerusalem ein bis dahin nicht geführter Diskurs über den Nationalsozialismus und eine verstärkte Dialogbereitschaft bei den Juden.

Mit der Eröffnung der Jüdischen Volkshochschule im Jahre 1962 wurde somit auch auf ein gewachsenes Interesse der Öffentlichkeit reagiert. In seinem Grußwort zur Eröffnungsfeier äußerte Heinz Galinski die Hoffnung, daß »durch die Jüdische Volkshochschule noch weitere jüdische und nichtjüdische Kreise in vertrauter Gemeinsamkeit und ständigem Gedankenaustausch den Weg in unser Haus finden werden. Die Volkshochschule wird nach unserem Wunsche eine kulturelle Plattform bilden, auf der die zwischenmenschliche Begegnung im Reiche der Lernens und des Erkennens sich in glücklicher Form vollziehen kann«.

## PROGRAMME UND ZIELE

Ein breites Publikum über Judentum und Israel zu informieren und das Gespräch über konfessionelle Grenzen hinweg zu ermöglichen, waren Schwerpunkte der Arbeit in der Anfangszeit. Ein anderer bezog sich auf die jüdische Gemeinschaft selber: Für sie wurde die Jüdische Volkshochschule ein Ort, an dem man sein Wissen vertiefen oder auffrischen und über die eigenen Werte und Zielsetzungen debattieren konnte.

In Anbetracht der vergleichsweise geringen Mitgliedszahl und der Überalterung der Berliner Gemeinde lag es nahe, daß nichtjüdische Berliner den Hauptanteil des Zuhörerkreises stellen würden - ein Zustand, der von Seiten der Jüdischen Gemeinde durchaus begrüßt wurde. Der bisherige, von Verdrängungen geprägte Umgang mit der eigenen Geschichte ließ zunächst befürchten, daß viele Berliner das Angebot der Jüdischen Volkshochschule ignorieren. Trotz dieser und anderer Bedenken drängte Heinz Galinski auf die Verwirklichung des Vorhabens; und bereits nach dem ersten Trimester konnte man feststellen, daß sich das Wagnis gelohnt hatte: über 1500 Hörer schrieben sich in diesem Zeitraum ein, keine Veranstaltung mußte aus Mangel an Interesse abgesagt werden.

Die Reaktion der Berliner Öffentlichkeit war positiv: der Senat war an der Etablierung der Jüdischen Gemeinde interessiert, während die Presse feststellte, daß die Jüdische Volkshochschule eine erfreuliche Ergänzung zu den bestehenden Erwachsenenbildungsstätten sei und das Vorhaben lobte. So schrieb Der Tagesspiegel: »Es ist gewiß ein Wagnis, aber mehr noch ein sichtbarer Beweis der Hoffnung, daß sich die Jüdische Gemeinde Berlins zur Gründung einer Jüdischen Volkshochschule - die uneingeschränkt auch Nichtjuden offensteht - entschlossen hat.« Hans-Gerd Sellenthin, der erste Leiter der Jüdischen Volkshochschule, sah sich mit seinem Resümee der Anfangszeit in der Annahme bestätigt, daß durch eine Mischung von allgemein gehaltenen Veranstaltungsreihen - wie etwa »Einführung in das Wesen des Judentums«, »Jüdische Ethik« oder auch »Einführung in die jüdische Musik« - und vertiefenden Vorträgen ein breites Publikum gewonnen werden konnte. Von Sellenthin stammt auch die Festschrift zur Einweihung des Jüdischen Gemeindehauses im Jahre 1959, »Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80«. Neben Sellenthin und Heinz Galinski war es namentlich Prof. Dr. Adolf Leschnitzer, der die Arbeit der Jüdischen Volkshochschule in diesen Jahren bestimmte. Leschnitzer hatte sich bereits nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst 1933 als oberster Schulinspektor für

jüdische Schulen und als Herausgeber der »Jüdischen Lesehefte«<sup>1</sup> einen Namen gemacht. Von 1952 an war er der erste jüdische Gelehrte, der nach dem Krieg als Gastdozent an der Freien Universität Berlin Vorlesungen über deutsch-jüdische Themen hielt.

In späteren Jahren folgten dem Konzept einer Jüdischen Volkshochschule, so wie es hier entwickelt wurde, andere Gemeinden: seit 1983 besitzen auch die jüdischen Gemeinden in München und seit 1988 in Frankfurt Lehrinrichtungen für die Erwachsenenbildung, die jedermann offenstehen.

## ENTWICKLUNGEN UND SCHWERPUNKTE

Die Jüdische Volkshochschule Berlin widmet sich seit ihrer Gründung einer Tradition des Lehrens, die in der jüdischen Überlieferung stärker noch als in anderen Kulturen im Mittelpunkt steht. Neben Foren zu aktuellen Fragen wurde daher immer wieder die Vielfalt der jüdischen Identität dargestellt. So lobte Dr. Hermann Levin Goldschmidt, der Leiter des Jüdischen Lehrhauses in Zürich, bei einem Vortrag zu Leben und Wirken von Franz Rosenzweig dessen »bemerkenswerte Weltoffenheit [...] unter Beibehaltung bewußten Judentums« und seine Unterstützung des christlich-jüdischen Dialogs. Darüber hinaus wurden in den 60er Jahren von jüngeren Gemeindemitgliedern, die selber mit ihrer Identität haderten, die »deutsch-jüdische Symbiose«, Assimilation und Akkulturation thematisiert.

In einer Vielzahl von Veranstaltungen wurden aktuelle politische Fragen behandelt, die deutsche Vergangenheit und das gegenwärtige Leben der Juden in Deutschland betreffen. 1962 bereits gab es eine Veranstaltung unter dem Thema »Das neue Geschichtsbuch und unsere Schulen«. Sie war als Diskussion über den Umgang mit Zeitgeschichte und ihre didaktische Vermittlung in der Schule angelegt. Ein weiteres Thema in dieser Reihe hieß: »Was ist eigentlich Rasse?« Diese öffentlichen Foren erwiesen sich als ein großer Erfolg. Sie wurden jeweils von bis zu 300 Interessierten besucht. Dabei ging es um Antworten von jüdischer Seite auf Fragen, die die Öffentlichkeit bewegen und die Kontinuität der Zeitgeschichte wiederherstellen - ein Anliegen, das bis heute immer wieder das Lehrangebot der Jüdische Volkshochschule prägt. So sprach Professor Alphons Silbermann mehrfach über Geschichte und heutige Ausprägungen des Antisemitismus in der Bundesrepublik und hielt darüber auch Seminare; und erst jüngst legte Margarete Mitscherlich unter dem Titel »Erinnerungsarbeit« ihre neuesten Theorien zur Psychoanalyse der »Unfähigkeit zu trauern« vor. Zu denen, die sich besonders nachdrücklich mit den Auswirkungen des Neofaschismus beschäftigten, gehörte der 1986 verstorbene Journalist Heinz Elsberg. Elsberg, der für sein unermüdliches Engagement 1978 das Bundesverdienstkreuz erhielt, war neben seiner journalistischen Arbeit immer wieder als Referent im Lehrplan der Jüdischen Volkshochschule zu finden. So konnte man angesichts einer haarsträubenden Blütenlese, die er in einem Vortrag über Neuerscheinungen rechtsradikaler Literatur ausbreitete, die Befürchtungen nachvollziehen, die in der Fragestellung der

---

<sup>1</sup> Jüdische Lesehefte: Schocken Verlag, Berlin 1933-1939

Veranstaltung: »Haben die Deutschen nichts aus der Geschichte gelernt?« steckten. Bei einem späteren Vortrag ging Elsberg auf die Bücher des Schriftstellers Walter Kempowski (Tadelloeser & Wolff) ein, die sich mit der Kooperation großer Teile der Bevölkerung in der NS-Zeit beschäftigen und mit der Art und Weise, in der die Deutschen heute mit ihrer Vergangenheit umgehen.

Auch Simon Wiesenthal brachte in seiner Rede in der Jüdischen Volkshochschule zum 50. Jahrestag der Wannsee-Konferenz im Januar 1992 die damaligen Geschehnisse mit der Gegenwart in Verbindung. Dabei betrauerte er zugleich die heutige »Armut« des jüdischen Geisteslebens, die - sowohl in Israel als auch in der Diaspora - auf die nationalsozialistische Vernichtung der europäischen Judenheit zurückzuführen sei. Das Publikum, das den großen Saal des Gemeindehauses bis zum letzten Platz füllte, folgte diesen Ausführungen mit ungewöhnlich großer emotionaler Anteilnahme. Der Schlußsatz von Wiesenthal erhielt anhaltenden Beifall: »Die Juden waren ein Rest, als sie Ägypten verlassen durften, ein Rest nach der Vertreibung aus Babylon, ein Rest nach der Vertreibung durch die Römer aus Palästina, ein Rest nach der Vertreibung aus Spanien, und heute sind die Juden ein Rest nach Hitler. Doch die Bibel sagt: der Rest wird bleiben.«

Eine brisante These stellte Henryk M. Broder im November 1991 im Hinblick auf die Diskussionen um den Golfkrieg auf: die Identitätskrise der deutschen Linken in puncto Juden und Israel. In der Jüdischen Volkshochschule las er einen Abend lang aus Leserbriefen, die sich auf seine Polemik, die im Spiegel unter dem Titel »Unser Kampf« erschienen war, bezogen. Wie der Titel der Veranstaltung »Vom Untertan zum Oberlehrer« andeutet, benutzte Broder diese Leserbriefe, um die Anhänger und Verfechter eines unreflektierten Engagements im Sinne von »Kein Blut für Öl« ebenso anzuprangern wie die Geisteshaltung derer, die stets andere in die Pflicht nehmen, ohne dabei ihre eigenen Motive und Maßstäbe in Frage zu stellen. Auf andere Weise als Broder beschäftigte sich der Kölner Publizist Günther B. Ginzler, der gleichen Generation angehörnd, mit antijüdischen Einstellungen und Vorbehalten. In einem Vortrag über Antisemiten und Antisemitismus in Deutschland zur Woche der Brüderlichkeit 1992, dem er den Titel gab: »Trotz und alledem: es ist eine Lust, Jude zu sein« charakterisierte er eine Judenfeindschaft, wie sie heute von nahezu 50 Prozent der Bevölkerung in den alten Bundesländern vertreten wird und dabei alten Mustern folgt. »Antisemitismus, seit 200 Jahren ist er ein >Begleiter< der Juden, mal folgt er ihnen, meist eilt er ihnen voraus, stets aber nistet er sich ein, paßt sich an - und bleibt, auch wenn Juden längst weitergezogen, ausgetrieben, ausgelöscht wurden.«

Die vielleicht aufwühlendste Podiumsdiskussion der Jüdischen Volkshochschule fand aus Anlaß des 52. Jahrestag des Novemberpogroms im November 1990 statt. Hier wie auch bei vielen anderen Veranstaltungen haben verschiedene Berliner Sender (SFB, RIAS, Deutschlandsender Kultur) Radioübertragungen realisiert. Unter dem Thema »1918-1923-1938—1989. Der Streit um den 9. November in der deutschen Geschichte« diskutierten zu diesem Thema vor etwa eintausend Zuhörern Heinz Galinski, der Politologe Alfred Grosser, Prof. Dr. Walter Jens, Antje Vollmer sowie der Historiker Prof. Dr. Wolfgang Scheffler, die Ausländerbeauftragte des Senats, Barbara John, Friedrich

Schorlemer und andere. Während Heinz Galinski die Meinung vertrat, daß dieses Datum von den Deutschen nie als Gedenktag akzeptiert worden sei, äußerte Alfred Grosser, ihm vehement widersprechend und daraufhin selber attackiert, die Auffassung, daß die Bundesrepublik seit 1949 die Haftung für die Vergangenheit angenommen habe — »von Heuss bis Weizsäcker und von Adenauer bis Kohl.« Antje Vollmer wiederum verwies darauf, daß zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome von 1938 Heinz Galinski, zu dieser Zeit nicht nur Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, sondern auch des Zentralrates der Juden in Deutschland, nicht vor dem Bundestag reden durfte. »Statt dessen sprach Jenninger«. Auch der Leiter der Gedenkstätte Wannsee-Villa, Gerhard Schoenberger, entgegnete Grosser entschieden, indem er auf die Tatsache hinwies, daß sich die Bundesrepublik mit der Aufarbeitung der Vergangenheit außerordentlich schwergetan habe und daß erst nach jahrelangen Versuchen, die Vergangenheit zu leugnen, die Thematisierung der Judenvernichtung widerwillig akzeptiert worden sei. Aus heutiger Sicht bekommt die Erinnerung von Friedrich Schorlemer an einen Vorfall des Verheimlichens antisemitischer Ausschreitungen in der ehemaligen DDR eine schlimme Aktualität: Kurz nachdem er im Jahr 1978 einen siebenarmigen Leuchter in seiner Kirche aufstellte, wurde die Eingangshalle mit Hakenkreuzen beschmiert. Die Angelegenheit durfte auf Weisung der DDR-Behörden nicht publik gemacht werden. »Das rächt sich jetzt in dem, was wir in den Zeitungen lesen.«

Vergleichbaren politischen Sprengstoff hatte 1967, zum Zeitpunkt seiner Uraufführung, Peter Weiss' Drama Die Ermittlung, Auschwitz und die Überlebenden geliefert. Dr. Walther Huder (Akademie der Künste) gab damals dazu eine zeitkritische Analyse, mit der er zeigte, daß eben die Gesinnung, gegen die im Stück ermittelt wird und die zu Auschwitz geführt hatte, in Deutschland weiterlebt.

Das »Literarische Podium«, das seit 1990 veranstaltet wird, ist als eine Plattform konzipiert; Schriftsteller werden vorgestellt, die aus ihren jüdischen Traditionen heraus zu schreiben begonnen haben und sich mit jüdischer Geschichte und Gegenwart auseinandersetzen. Unter anderem lasen hier Jurek Becker, Günter Kunert, Irene Dische, Amos Oz und Lea Rosh aus ihren neu erschienenen Veröffentlichungen. In diesen Zusammenhang gestellt wurden nicht nur Repräsentanten des »schöngestigen« Genres, sondern auch Essayisten. So stellte Ralph Giordano in einer besonders stark beachteten Veranstaltung sein Buch Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte — die Pläne der Nazis nach dem Endsieg vor. Giordano wies dabei auf beklemmende Weise nach, daß Hitlers Absichten einer Weltherrschaft nicht nur Größenwahn und Phantasterei waren, sondern auch ein berechnetes Programm für die Zeit nach dem Endsieg, an dem Wissenschaftler und Bürokraten bereits detailliert gearbeitet hatten.

Vom Beitrag der Juden zum geistig-kulturellen Leben in Deutschland handelt eine Vielzahl von Vorträgen, die sich durch das Programm der Jüdischen Volkshochschule ziehen. Sie stellten oft einzelne Persönlichkeiten dar, Schriftsteller, Publizisten oder Essayisten, nahmen mehrfach aber auch den Charakter kursorischer Darstellungen ein. Besonders aus jüngster Zeit zu nennen sind dabei Beiträge des Soziologen Alphons Silbermann, des Essayisten Fritz J. Raddatz und des Literaturwissenschaftlers Gerd Mattenklott, die einen weitgespannten Bogen jüdischen Kulturschaffens seit der Zeit der

Aufklärung verfolgten. Breiten Raum nehmen bei der Vorstellung von Buchautoren autobiographische Erinnerungen ein. Der Architekturhistoriker Professor Julius Posener las aus seiner Autobiographie: Fast so alt wie dieses Jahrhundert, in der er von seiner Kindheit in Berlin, von den vielen bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit, mit denen er befreundet war, von seiner Emigration nach Palästina und von seiner Rückkehr nach Berlin berichtet. Der Journalist Herbert Freedman, Dramaturg und Chronist des Jüdischen Kulturbunds, behandelt in seiner Autobiographie, aus der er in der Akademie der Künste las, ironisch-souverän Kinder-, Jugend- und Studienjahre und dann vor allem seine Zeit am Theater des Kulturbunds.

Besonders gefragt sind von Anfang an Vorträge zu Aspekten der jüdischen Religion und Philosophie. Unterstützt wurde die Jüdische Volkshochschule dabei nicht nur von den jeweilig in Berlin amtierenden Rabbinern, sondern auch von Persönlichkeiten wie Rabbiner Marcel Marcus aus der Schweiz und Rabbiner Professor Dr. Leo Trepp aus den USA. Von der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg waren nicht nur deren Rektor, Professor Dr. Julius Carlebach, sondern auch weitere Vertreter wie Dr. Daniel Krochmalnik, ein langjähriger Dozent der Jüdischen Volkshochschule, zu Gast. Unvergeßlich bleiben die Vorträge des 1991 verstorbenen Berliner Gemeinderabbiners Manfred Lubliner, der es verstand, seinen Zuhörern komplizierteste Sachverhalte nahezubringen. Seit jeher gehört zum Judentum eine Freude am Wissen, eine Freude an dessen Weitergabe. Jetzt führt Professor Schlomo Tichauer diese von Rabbiner Lubliner eingerichtete Reihe fort.

Hebräische Sprachkurse werden in der Jüdischen Volkshochschule seit jeher angeboten. Zu Beginn entsprang das Interesse an diesen Kursen dem Wunsch, sich über die Bibellektüre hinaus mit der hebräischen Sprache zu beschäftigen. Heute sind die Teilnehmer vor allem junge Leute, die einen Israel-Aufenthalt planen und mit Hilfe der Sprache Land und Leute kennenlernen wollen. Dementsprechend werden zusätzlich zum Spracherwerb auch landeskundliche Kenntnisse sowie Einblicke in Geschichte und Kultur Israels vermittelt.

In den Anfangsjahren verstanden sich die eher seltenen Auftritte von Künstlern als eine Ergänzung zu dem damaligen lebendigen und regen Kulturprogramm der Jüdischen Gemeinde. Beispiele dafür sind Veranstaltung, in denen der Kantor Estrongo Nachama synagogale Musik vorführte, und zum 250. Geburtstag von Heinrich Heine, zu dem der Schauspieler Michael Degen eine Auswahl vortrug. In den letzten Jahren ist dieses Angebot, auch durch eine Filmreihe stark erweitert worden. So trat in jüngster Zeit eine Reihe von Künstlerinnen auf, unter ihnen Andrea Eckert (Wien), Roswitha Trexler (Berlin) und Jacinta (Paris), deren Konzerte über das Angebot einer herkömmlichen Volkshochschule hinausgingen. Der Abend mit Jacinta, die in Buenos Aires mit Jiddisch und Spanisch als Muttersprachen aufgewachsen ist, wurde gemeinsam mit der WIZO im Otto-Braun-Saal der Staatsbibliothek veranstaltet. Dabei standen neben jiddischen Liedern auch sefardische Romanzen auf dem Programm. 1991 und 1992 organisierte die Jüdische Volkshochschule auch Ausstellungen: eine mit Werken des Buchillustrators und Grafikers Enrique Wallenberg, die andere zeigte Werke von drei in Berlin lebenden jungen Künstlern aus der ehemaligen Sowjetunion. Die Ausstellung des 1938 aus Berlin

nach Kolumbien emigrierten Enrique Wallenberg kam unter großzügiger Beteiligung der Akademie der Künste im Gemeindehaus in der Fasanenstraße zustande; die Präsentation der drei jungen Künstler als erste Kunstaussstellung der Jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Straße 28, im Ostteil der Stadt, war eine von den Berliner Medien vielbeachtete Premiere.

Durch die veränderte politische Lage in Berlin steht die Jüdische Volkshochschule vor großen Aufgaben, besonders im Ostteil der Stadt. Sie wird nach der Fertigstellung des Neubaus in der Oranienburger Straße 29 auch dort Räume beziehen und damit ähnlich wie in der Fasanenstraße in unmittelbarer Nähe zu anderen jüdischen Einrichtungen ihre Lehrtätigkeit aufnehmen. Im Hinblick darauf werden dort seit einiger Zeit eine Vortragsreihe mit dem Titel »Begegnungen in Berlin Mitte« in einem Provisorium in der Oranienburger Straße 28 veranstaltet. Den Auftakt dazu bildete ein Abend mit Rabbiner Professor Dr. Nathan Peter Levinson. Für viele war dies nach fast 40 Jahren eine Wiederbegegnung: Rabbiner Levinson, der - 1921 in Berlin geboren - in einem liberalen Elternhaus aufwuchs, verbindet zahlreiche Erinnerungen mit der Oranienburger Straße, der Neuen Synagoge und eben den Gemeinderäumen, in denen er nun sein Leben Revue passieren ließ. So begann er schon in seiner Kindheit, die Neue Synagoge, in deren Chor seine Mutter sang, als eine Art Heimat zu betrachten. 1950 kehrte er - auf die Bitte von Leo Baeck - aus der Emigration nach Berlin zurück, um das liberale Rabbinate der damals noch ungeteilten Stadt zu übernehmen; in den Jahren 1950 bis 1953 amtierte er in Berlin.

Unter den Besuchern der Volkshochschule aus dem Ostteil Berlins ebenso wie in ganz Ostdeutschland ist ein immenser Nachholbedarf in der Aneignung jüdischen Wissens zu beobachten. Aufklärung ist vor allem gefragt, wenn es um das Thema Israel geht: In der DDR gab es, wie Beobachter von dort berichten, ein Bild vom Juden als Opfer des Faschismus, das bis zum Jahre 1945 reicht, und ab 1967 wurde dem das Bild vom israelischen beziehungsweise zionistischen Aggressor entgegengestellt. Um diese Fehlentwicklung zu korrigieren, konzentriert sich die Jüdische Volkshochschule vor allem auf die Lehrerschaft: Die Hälfte aller Lehrer, die gegenwärtig an den seit 13 Jahren stattfindenden, auf Anregung von Professor Dr. Julius H. Schoeps ins Leben gerufenen Lehrerfortbildungsseminaren teilnehmen - heute unter dem Titel »Einblicke in das Judentum- Geschichte und Gegenwart« - kommt gegenwärtig aus Ostberlin und den neuen Bundesländern. Ergänzend dazu werden, ausschließlich für diesen Personenkreis, regelmäßig Seminare zum Thema Israel angeboten. Dabei konnte Mordechai Lewy, der erste Generalkonsul Israels in Berlin, als Mitinitiator und Dozent gewonnen werden. Die rege Beteiligung übertraf bisher die gesetzten Erwartungen. Das Seminar »Einblicke in das Judentum« stellt neben der Jüdischen Gemeinde auch Einrichtungen vor, die sich mit der jüdischen Geschichte beschäftigen. In diesem Zusammenhang stehen auch Begegnungen mit Zeitzeugen aus der Zeit des Nationalsozialismus, wobei der ehemalige Leiter der Jüdischen Volkshochschule, Gad Beck, eine Persönlichkeit darstellt, die es versteht, eigene Erfahrungen und Erlebnisse wirkungsvoll zu vermitteln.

Stellten in den Anfangszeiten der Jüdischen Volkshochschule Studienreisen nach Israel einen Schwerpunkt des Reise- und Exkursionsprogramms dar - sie wurden regelmäßig

mit Seminarreihen vorbereitet -, so erfuhr es später Ergänzungen durch Studienreisen zu Stätten jüdischen Wirkens in Europa. Besucht wurden beispielsweise Spanien, die Tschechoslowakei, Österreich und Italien. In den letzten Jahren konzentrierten sich die Exkursionen auf Deutschland, wobei durch den Wegfall der Mauer die Fahrten zu Zielen in Ostdeutschland möglich wurden und auch auf große Resonanz stießen. Zu nennen sind dabei die Synagoge in Gröbzig, das einzige jüdische Museum auf dem Territorium der ehemaligen DDR, sowie das Sommerhaus von Albert Einstein in Caputh/Potsdam. Bei der Organisation dieser beiden Fahrten hat auch die Potsdamer URANIA mitgewirkt. Die verstärkte Einwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion stellt eine Herausforderung ganz anderer Art dar. Hier muß mitgeholfen werden, in sehr kurzer Zeit einen Personenkreis nicht nur in die Jüdischen Gemeinde, sondern auch in ihrem gesamten neuen Alltagsleben zu integrieren. Von zentraler Bedeutung ist dabei der Spracherwerb. Deshalb werden seit einigen Jahren in der Jüdischen Volkshochschule Deutsch-Intensivkurse speziell für Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion angeboten. Sie haben zum Ziel, die Teilnehmer auf die Prüfung »Zertifikat Deutsch als Fremdsprache« des Goethe-Instituts vorzubereiten. Durch die hohe Motivation der Teilnehmer kam es hier bisher schon zu beträchtlichen Erfolgen. Auch auf andere Weise wird versucht, bestehende Barrieren zwischen den Zuwanderern und den anderen Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde zu überwinden. So entstand beispielsweise die Idee, einen Segelkurs anzubieten, um beide Gruppen über den Sport einander näherzubringen.

30 Jahre nach ihrer Gründung kommen auf die Jüdische Volkshochschule gewichtige Aufgaben zu. Es sind in den Grundideen die gleichen, jedoch hat sich ihr Wirkungsbereich stark verändert. Die jüdischen Zuwanderer stellen inzwischen einen Hauptteil der in Berlin lebenden Juden dar. Das Interesse an jüdischen Themen ist differenzierter, was sich in der Auswahl der Veranstaltungen in Zukunft auswirken wird. Hinzu kommt, daß Berlin nicht mehr geteilt und von seinem Umland abgeschlossen ist und sich aus der neuen geopolitischen Situation das kulturelle Leben, also auch der Einzugsbereich der Jüdischen Volkshochschule beträchtlich erweitert. Jedoch gilt auch unter diesen Umständen das von Heinz Galinski Anfang der 60er Jahre geprägte Motto mehr denn je: »Die Jüdische Volkshochschule sollte die Funktion der zweifachen Aufklärung erfüllen: der nach innen: beim Festigen der jüdischen Identität, und der nach außen: beim Bauen von Brücken zu unserer nichtjüdischen Umwelt.«

Aus: Andreas Nachama und Julius H. Schoeps (Hg.): Aufbau nach dem Untergang. Deutsch-jüdische Geschichte nach 1945. In memoriam Heinz Galinski, Berlin 1992